

Joanne Huist Smith

Das dreizehnte Geschenk

Die wahre Geschichte
eines Weihnachtswunders

Aus dem Englischen von Bettina Hahne-Waldscheck

The logo for GerthMedien features the word "GerthMedien" in a bold, sans-serif font. Above the text is a thin, black, curved line that arches over the letters, resembling a stylized roof or a decorative flourish.

*Für Rick, meinen ersten wahren Freund,
und unsere kostbarsten Geschenke:
Benjamin, Nicholas und Megan*

Weihnachten ist das ganze Jahr dort,
wo Liebe verschenkt wird.

Die zwölf Weihnachtstage

Am zwölften Weihnachtstag
schickte mir meine wahre Liebe
zwölf trommelnde Trommler
elf musizierende Dudelsackspieler
zehn hüpfende Lords
neun tanzende Ladys
acht melkende Mägde
sieben schwimmende Schwäne
sechs brütende Gänse
fünf goldene Ringe
vier Singvögel
drei französische Hennen
zwei Turteltauben
und ein Rebhuhn in einem Birnenbaum!

„The Twelve Days of Christmas“, auf Deutsch: „Die zwölf Weihnachtstage“, ist eines der bekanntesten Weihnachtslieder im englischsprachigen Raum und in Form eines Kinderreims verfasst. Der Liedtext wurde erstmals 1780 in einem englischen Kinderbuch abgedruckt, ist aber sehr viel älter. In dem Lied wird nacheinander aufgezählt, welche Geschenke der Sänger an den zwölf Weihnachtstagen (gemeint sind die Tage vom Christfest bis zum Dreikönigstag) von seiner wahren Liebe geschenkt bekommen hat. In der vorliegenden Geschichte beginnen diese zwölf Tage allerdings bereits am zwölften Tag *vor* Weihnachten. Und diese zwölf adventlichen Tage vor dem Christfest bringen Joanne und ihren Kindern die Weihnachtsfreude zurück...

Vorwort

Liebe Leser,

ich habe den Liedtext „The Twelve Days of Christmas“ als Kind im Schulchor gelernt, zu einer Zeit, als der Zauber der Weihnachtszeit mich noch mit großer Ehrfurcht erfüllte sowie mit der Erwartung, dass Träume wahr werden können. Rebhühner und Birnenbäume, tanzende Ladys und springende Lords – ich war immer der Meinung, die Zeilen dieses Weihnachtsliedes seien total absurd. Ich wusste nicht, dass der Schlüssel zum Glück gerade *in* diesem verrückten Lied verborgen liegt.

Ich hatte mein bisheriges Leben damit zugebracht, nach den im Lied genannten „fünf goldenen Ringen“ zu streben: einem Ehemann, drei gesunden Kindern und einem gemütlichen Zuhause. Dann starb mein geliebter Mann in einer Nacht kurz vor Weihnachten im Jahr 1999, und mir wurde klar, dass mein Gold so zerbrechlich wie Glas war.

Ich war am Boden zerstört. In den vor uns liegenden Festtagen fand ich keinen Trost und keine Freude, stattdessen zerbrachen die Erinnerungen mein Herz, so wie ein heftiger Stoß eine Weihnachtsbaumkugel zerbricht.

Ich hörte auf zu singen. Es tat sogar weh, zu atmen. Ich wollte die Weihnachtstage aus unserem Leben verbannen. Doch dann geschah etwas Unglaubliches.

Dreizehn Tage lang wurden plötzlich Geschenke vor unserer Haustür abgelegt. Es waren kleine Aufmerksamkeiten, passend zur Weihnachtszeit. Und diese kleinen Geschenke waren jeweils begleitet von einer Karte, auf der Zeilen geschrieben standen, die denen aus dem Lied „The Twelve Days of Christmas“ ähnelten. Jede Karte war unterzeichnet mit: „Eure wahren Freunde“. Anfangs weigerte ich mich, irgendetwas Weihnachtliches in meinen Kummer dringen zu lassen. Aber als Tag für Tag ein weiteres Geschenk auftauchte, begann mein Herz langsam aufzutauen. Die Geschenke zauberten ein Lächeln auf das Gesicht meiner Kinder und brachten uns als Familie dazu, wieder miteinander zu reden. Wir begannen, die Überbringer der geheimnisvollen Geschenke ausfindig zu machen. Die unbekanntenen Weihnachtsboten hatten uns einen Weg aufgezeigt, wieder eine Familie zu sein.

Die Romantikerin in mir glaubt gern, dass ein Wunder meine Familie an Weihnachten berührte, und in gewisser Weise ist das auch wahr. Aber ich weiß, dass das Wunder darin bestand, dass eine kleine gute Tat meine Familie rettete und uns wieder zusammenbrachte. Jahre später wird mein Weihnachten immer noch von diesem Licht erhellt, das diese wahren Freunde in unser Leben brachten. Wenn ich darüber nachdenke, welch enormen Einfluss diese anonym abgegebenen Geschenke auf meine Familie hatten, dann erkenne ich, dass

sie auch meinen Blickwinkel auf die Weihnachtszeit verändert haben. Weihnachten ist für mich nicht mehr nur ein Anlass, um geliebten Menschen Geschenke zu machen und selbst Geschenke zu erhalten. Vielmehr ist Weihnachten für mich zu einer Zeit geworden, in der es wichtiger denn je ist, aus meiner eigenen Welt hinauszutreten, an Menschen um mich herum zu denken, mein Herz zu öffnen, mich auszustrecken und mich irgendwo einzubringen. Die Weihnachtsfeiertage sind für mich heute eine Zeit der Freude und der Erinnerung.

Wollen Sie wissen, wie man derer gedenken kann, die Weihnachten nicht bei uns sein können, wie man neue und schöne Erinnerungen schafft und die Zeit des Schenkens auf ganz besondere Weise erlebt? Dann kommen Sie mit. Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, die meine Familie für immer verändert hat, die Geschichte vom Heilungswunder des dreizehnten Geschenks.

Joanne Huist Smith



1

Der erste Weihnachtstag

Es ist kurz vor dem Morgengrauen am 13. Dezember, als mich meine Tochter Megan an meinem Nachthemd zupft. „Mama, wir haben den Schulbus verpasst.“

Verwirrt und im Halbschlaf gebe ich meinen Kindern Anweisungen. „Wascht euch kurz das Gesicht und zieht euch an! In der Küche könnt ihr euch Bananen und Müsliriegel nehmen. Wir müssen in zehn Minuten los!“

Megan düst los wie angewiesen, während ich ihre weniger kooperativen Brüder zum Aufstehen antreibe.

Als ich höre, dass sie aufstehen, wasche ich mich in zwei Minuten, trage mir etwas Make-up auf und reibe etwas Baby-puder in meine Haare, um ihnen Halt zu geben. Ein dunkles Kostüm wird mein heutiges Outfit. Das Bild, das ich im Spiegel sehe, ist nicht sehr aufbauend, aber zumindest passen meine roten Augen gut zu meiner zerknitterten Kleidung.

„Wehe, irgendjemand sagt etwas“, sage ich und starre mein Spiegelbild an. Ich sehe nach, ob meine drei Kinder bereit

sind – Megan, zehn Jahre, Nick, zwölf, und Ben, siebzehn – und krame in der Handtasche nach den Autoschlüsseln.

„Noch zwei Minuten, dann ist jeder von euch draußen!“, rufe ich.

Als ich die Haustür öffne, bete ich um wenigstens ein paar Sonnenstrahlen. Stattdessen empfängt mich das um diese Jahreszeit typische Bellbrook-Ohio-Wetter: nass, grau und kalt. Es war die Wärme der Menschen, unserer Nachbarn, die Gemeinschaft im Ort, die uns in diesen südlichen Vorort von Dayton gebracht hatte. Aber in jenen Dezembertagen spüre ich nur die Kälte.

In meiner Eile, auf dem Weg zu meinem Auto, stolpere ich fast über den Weihnachtsstern, der vor meiner Tür steht. Die Regentropfen auf seiner weihnachtlichen Zellophan-Umhüllung glänzen im Licht der Veranda.

„Was zum Kuckuck ist denn ...?“

Megan linst an mir vorbei und ihr Gesicht hellt sich auf. „Oh, der ist ja schön!“

Ja, das ist meine Tochter: immer voller Hoffnung, auch wenn wir so Schweres durchgemacht haben. Ich wünschte, ich könnte mehr wie sie sein.

„Ja, wirklich hübsch. Wo sind Nick und Ben? Hol deine Brüder.“

„Wo kommt der denn her, Mama? Los, wir bringen ihn schnell rein.“

Ich stehe im Türrahmen und beobachte, wie der kalte Regen auf die vier blutroten Blütenblätter trommelt. Für mich hat das Reinbringen der Pflanze gerade so viel Charme, wie wenn ich

einen nassen, tollwütigen Hund zum Weihnachtsfest einladen würde. Ich verstehe jetzt den Geizkragen namens Scrooge aus Charles Dickens' Weihnachtsgeschichte. Ich möchte heute Abend ins Bett gehen und erst am 26. Dezember wieder aufwachen. Weihnachten kann ausfallen. Keine Einkäufe, kein Plätzchenbacken, kein strahlender Lichterbaum. Ich bin nicht in Stimmung, um neue Erinnerungen zu sammeln. Die, die ich habe, tun nur weh. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich neue Erinnerungen irgendwie besser anfühlen. Nein, ich erwarte nicht, dass ich die Feiertage ganz umgehen kann. Ich hoffe lediglich, dieses ganze Weihnachtstrara, so gut es geht, minimieren zu können. An Weihnachten soll sich alles um die Familie drehen, heißt es. Doch unsere Familie hat ein Loch, das größer als lebensgroß ist. Die Pflanze, dieser Weihnachtsstern in der Zellophanhülle, kann das nicht füllen.

Ich stelle mir vor, wie mein Mann neben dem Schrank steht, den er letzten Dezember mit Regalbrettern ausgekleidet hat. Neben ihm steht unsere prächtig geschmückte kanadische Tanne in einem wachsenden Häufchen von Tannennadeln.

„Du ruinierst unseren Weihnachtsbaum“, schimpfte ich und zeigte auf den größer werdenden Beweis auf dem Fußboden. Er schlug mit dem Hammer auf ein Regalbrett. Die Zweige der Tanne zitterten von der Vibration.

„Zumindest sitzen diese Böden jetzt fest“, sagte er.

Warum bin ich jetzt so allein?

Ich suche nach ihm im Schatten des Hauses, in den Stunden zwischen Gutenachtküssen und dem frühen Weckerklingeln, auch wenn

ich weiß, dass er nicht da ist. Mein Rücken schmerzt vom ständigen Piken einer gesprungenen Sofafeder, aber ich bringe es nicht über mich, in unserem Ehebett im oberen Stockwerk zu schlafen.

Der Raum, den Rick füllte, ist leer.

Meine Tochter Megan braucht Weihnachten, aber ich bin nicht bereit, mich auf diesen Trubel einzulassen. Diese Pflanze, die plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht ist, wird sicher die Nörgelei in Gang setzen, doch jetzt endlich einen Weihnachtsbaum zu kaufen und in den Weihnachtskisten im Keller nach unserem Weihnachtsschmuck zu stöbern. Ich überlege, Ricks Bruder Tom und seine Frau Charlotte zu fragen, ob die Kinder die Feiertage bei ihnen verbringen können. Ich könnte mich dann vor den Festtagen verstecken, während sie meine Kinder mit Geschenken überhäufen und mit Truthahn und Bananenpudding vollstopfen. Die Kinder wären nur ein paar Kilometer entfernt, falls ich sie vermissen würde, aber ich könnte das Baumschmücken Tom und Charlotte überlassen. Diese Idee zu vermitteln, wird schwer werden. Ich kann schon den Chor ihrer Stimmen hören: „Auf keinen Fall!“ Und meine Stimme wird am lautesten rufen: „Auf gar keinen Fall!“ Ich will kein Weihnachten, aber ich möchte, dass die Kinder bei mir sind.

Die Uhr auf dem Kamin schlägt sieben, und ich schalte wieder in meinen „Singlemutter mit Kindern, die fast zu spät zur Schule kommen“-Modus.

„Ich weiß nicht, woher die Blume kommt, Meg. Aber ich bringe sie nicht rein. Sie ist nass, und die Blumenerde sieht aus wie ein Schlammbad.“

„Aber Mama, es ist eine Weihnachtsblume!“

Megan bittet um die Pflanze, während Ben die Treppe aus seinem Kellerzimmer hochkommt. Ich weiß, dass er bis fast drei Uhr morgens unterwegs war, und ich bin nicht so dumm anzunehmen, dass er bis dahin für die Schule gelernt hat. Er gibt mir erst gar keine Chance, „Guten Morgen“ zu sagen oder ihn daran zu erinnern, dass er die Abmachung, spätestens um 22 Uhr zu Hause zu sein, nicht eingehalten hat.

„Ich seh nicht ein, warum ich zur Schule gehen soll. Die meisten meiner Freunde sind schon in die Winterferien abgedüst.“

Der Gedanke daran, noch einmal diese Art Diskussion zu führen, erschöpft mich. Ich möchte zurück unter die Decke kriechen und ihm sagen, es ebenso zu tun, aber diese Option gibt es nicht. „Hol jetzt deine Jacke, du hast schon genug Schultage verpasst“, sage ich.

Megan steht zwischen uns. „Schau mal, Ben, was wir auf der Veranda gefunden haben.“

Ich weiß nicht, warum oder wann – aber Megan ist in letzter Zeit die Friedensstifterin in unserer Familie geworden.

„Wo kommt das denn her?“, fragt Ben interessiert und geht an mir vorbei, um die Pflanze hochzunehmen.

Ich hebe eine Hand, um ihn aufzuhalten.

„Oha.“ Ben bleibt kurz stehen, aber seine Augen warnen mich kampfeslustig.

Ich weiß, dass es Worte gibt, die ihn besänftigen, aber sie gehören an diesem Morgen nicht zu meinem Vokabular. „Bitte hol jetzt deinen Rucksack.“

Ben gehorcht. Er läuft die Kellertreppe hinunter zu seinem Zimmer, während Nick aus seinem Zimmer in der oberen Etage herunterstürmt. Megan zieht ihn sofort in ihre Debatte um den Weihnachtsstern: „Mama will ihn nicht reinbringen, aber ich finde, es ist zu kalt draußen für das Pflänzchen.“

Nick wirft einen Blick auf den Weihnachtsstern. „Bring das besser nicht rein“, flüstert er Megan zu. „Es könnte eine als Pflanze getarnte Bombe sein. Es ist sicher okay, solange sie draußen ist, bei den niedrigen Temperaturen, aber wenn du sie ins warme Haus bringst, dann macht's *peng!*“

Megan bettelt: „Mama!“

Ich seufze. „Okay, okay, ich bringe sie rein.“ Meine Fingernägel werden schwarz von der nassen Erde.

„Shit.“

„Sag das nicht“, schimpft Megan. Sie folgt mir in die Küche, in der Hand hält sie eine Plastiktüte. „Mama, guck mal, da ist noch etwas.“ Sie fingert eine selbst gemachte Weihnachtskarte aus der Tüte. Die Nachricht ist auf gelbem Pergament geschrieben, was der Karte eine altertümliche Note gibt. In die untere Ecke ist ein Stechpalmenblatt gezeichnet. Die Worte, die in eleganter Schreibrift zu Papier gebracht worden sind, kommen mir bekannt vor, auch wenn einige Zeilen anders lauten:

*Am ersten Weihnachtstag
schenken euch eure wahren Freunde
einen Weihnachtsstern.
Euch allen.*

Megan singt zu den Zeilen das bekannte Lied und beginnt in der Küche herumzutanzten. Unser blauäugiger Husky Bella stimmt mit Geheul ein.

Nick greift nach der Karte. „Welche Freunde? War es Tante Charlotte? Onkel Sam? Jemand aus der Schule? Vielleicht eine Lehrerin?“

Ich kann es ihm nicht beantworten.

Im Moment fühlt es sich so an, als wenn wir keine Freunde hätten. Anrufe von Menschen, die einfach mit mir plaudern wollen, kommen keine mehr; auch die Wochenend-Verabredungen haben aufgehört. Es liegen keine Weihnachtskarten in unserem Briefkasten, nur Rechnungen.

Ben nutzt den Moment, um kundzutun, dass er nicht in die Schule gehen wird. „Ich habe Kopfschmerzen, ich gehe zurück ins Bett.“

Ich möchte meine Arme um Ben legen und ihm sagen, dass ich ihn komplett verstehe, dass er dieses Lied und alles, was mit Weihnachten zu tun hat, am liebsten verbannen möchte, aber ich habe nicht die Energie dazu. Stattdessen denke ich an die Stimme ihres Vaters, die immer dann am lautesten war, wenn wir genau dieses Lied sangen – während er uns zu einer Weihnachtsbaumschule außerhalb von *Yellow Springs* fuhr.

Nach fast zwanzig Jahren Ehe war ich an Ricks schiefes Singen gewöhnt, aber ich war dennoch dankbar, dass die Fenster unseres Trucks geschlossen waren. Auf dem Baumschulgrundstück schlenderten wir immer durch die Reihen von Wald- und Weymouth-Kiefern, vorbei an kanadischen Tannen und Blautannen.

Megan wollte am liebsten von jeder Sorte eine. Nick wollte unbedingt einen vier Meter fünfzig großen Baum, auch wenn unsere Wohnzimmerdecke nur drei Meter sechzig hoch war. Bens einziger Wunsch war, dass der Baum unten nur wenige Zweige hat. „Dann ist mehr Platz für Geschenke“, erklärte er.

Zusammen suchten wir dann den perfekten Baum aus. Anschließend trieb Rick die Kinder und mich zurück in den warmen Wagen, wo wir heiße Schokolade tranken, die ich zu Hause in eine Thermoskanne abgefüllt hatte. Mein Mann ging dann noch mal allein raus und mühte sich mit der stumpfen Axt am Baumstamm ab, um unseren Christbaum zu fällen. Wenn er dann in seinem rot-schwarzen Flanellhemd, den dunklen Jeans und seiner Strickmütze den Baum zum Truck zog, sah er aus wie ein Holzfäller: stark, gesund und wild, aber mit bezaubernden roten Wangen.

Rick war knapp zwei Meter groß und seine Hände waren groß genug, um darin ein Dreieinhalb-Kilo-Baby zu tragen. Er war angesichts seiner Stärke in seiner Rolle als Beschützer, Versorger und „großer Papa“ total aufgegangen. Stets hatte er seine riesigen Arme um uns gelegt.

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug wieder und erinnerte mich daran, wie spät wir wirklich dran waren. In der Zwischenzeit hatte der Weihnachtsstern eine Pfütze von Schmutzwasser auf dem Küchentresen hinterlassen, das in Form eines Rinnsals auf den Fußboden lief. Ich nehme den Topf und knalle ihn in die Spüle. Er fällt um und verteilt feuchte Erde auf dem sauberen Geschirr, das dort noch zum Trocknen vom letzten Abendessen steht.

„Shit, shit, shit. Ab jetzt ins Auto!“, rufe ich.

„Mama!“ Megan schnaubt und stampft mit dem Fuß auf.

„Ich weiß, ich weiß. Ich soll das nicht sagen.“

Megan stellt den Blumentopf wieder auf, dann schnappt sie ihren Rucksack und eilt zum Auto. Ihre Brüder und ich folgen ihr.

Ich liefere den immer noch grummelnden Ben an der Highschool ab und navigiere mich zwischen diversen Elternautos bis zu Nicks Mittelschule durch.

„Pass auf in Mathe“, rufe ich, während er die Autotür zunknallt. Er läuft einfach weiter.

Megans Unterricht beginnt später als der ihrer Brüder, deshalb sitze ich noch zwanzig Minuten mit ihr im Auto und übe mit ihr Rechtschreibung – die Wörter haben natürlich alle einen weihnachtlichen Bezug.

„Baumschmuck. B-a-u-m-s-c-h-m-u-c-k. Baumschmuck. Weihnachtsstern. W-e-i-h-n-a-c-h-t-s-s-t-e-r-n. Denkst du ... denkst du, Daddy hat ihn für uns dagelassen, Mama? Du weißt schon, den W-e-i-h-n-a-c-h-t-s-s-t-e-r-n.“

Sie sieht mich mit ihren schokoladenbraunen Augen an, die denen ihres Vaters so ähneln, aber es liegt eine neue Sehnsucht darin, die zwei Monate zuvor noch nicht da war. Ich möchte ihr sagen, dass seine Liebe uns alle umgibt, aber wie kann ich das tun, wenn ich nicht sicher bin, ob das wahr ist? Soll ich lügen? Ist es nicht einfacher, sich an bodenständige Themen wie Schule, Basketballtraining und ihre Pfadfindergruppe zu halten?

Sie braucht die Rückversicherung von mir, dass alles gut werden wird, aber ich bin nicht sicher, dass es so kommen wird.

„Was ich jetzt denke, ist, dass es langsam Zeit ist, in deine Klasse zu gehen“, sage ich, während ich den Reißverschluss ihrer hellgelben Jacke hochziehe. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Stirn.

„Zieh deine Kapuze hoch, denn ...“

„... es ist kalt draußen.“ Wir sagen es zur gleichen Zeit und lachen.

Sie läuft los, doch dann dreht sie sich plötzlich um und rennt zurück zum Auto. Ich schaue nach hinten zur Rücksitzbank, um zu sehen, was sie vergessen hat, aber dort liegt nichts. Megan drückt ihre Nase gegen das Autofenster, gerade als ich es runterlassen will. Das Glas wird von ihrem Atem beschlagen.

„Können wir dieses Wochenende einen Weihnachtsbaum kaufen, Mama? Bitte! Okay, großartig“, sagt sie, ohne meine Antwort abzuwarten.

„Vielleicht, wenn du dein Zimmer endlich aufräumst!“, rufe ich ihr schwach hinterher, aber sie rennt schon los in Richtung Schule. Sie winkt kurz, bevor sie im Gebäude verschwindet, und nimmt das, was von meinem Herzen übrig ist, mit hinein.

Bevor ich den ersten Gang einlege, verschwimmt mein Blick vor lauter Tränen.

Meinen Weg ins Büro fahre ich wie im Dämmerzustand, vorbei an den Weihnachtsgirlanden, die die Laternen der Einkaufspassage schmücken. Als ich die Autobahnauffahrt erreiche, habe ich das Gefühl, ich müsste schreien.

Ich haue aufs Lenkrad und treffe aus Versehen die Hupe. Ein älterer Mann in einem schwarzen Sedan weicht auf die langsamere Spur aus, und ich drücke, mich schuldig fühlend,

aufs Gaspedal. Ich schäme mich heute wegen allem, was ich tue, und ja, ich schäme mich auch deswegen, weil eine Art von Panik unser Zuhause erfüllt, seit Rick von uns gegangen ist.

Ich habe Panik vor dem sich türmenden Stapel von Rechnungen, die ich außer Sichtweite in der Küchenschublade aufbewahre. Die Stromgesellschaft hatte vor nicht allzu langer Zeit eine Vorauszahlung gefordert, auch wenn Rick und ich seit zwanzig Jahren bei ihr Kunde waren. Der Vertrag war natürlich auf seinen Namen ausgestellt. Mein Name war den meisten Vertragsgesellschaften unbekannt, aber sie lernen ihn jetzt langsam.

Meine Freundin Kate sagt, Rick lebe jetzt in Frieden. Er sei an einem Ort, an dem es keine Schmerzen, keine Sorgen, keine Angst gibt, aber ich stelle mir vor, dass Rick total wütend auf Gott ist. In mir wütet es, es fühlt sich heiß und brennend an. Ich kann den Kindern nicht erklären, warum das passiert ist, warum andere Familien Väter haben und sie nicht. Ich kann ihnen nicht sagen, dass ich wünschte, ich wäre stattdessen gestorben, denn Rick würde wissen, wie er ihnen da durchhelfen könnte.

Ein Autofahrer, der kaum alt genug ist, um einen Führerschein zu haben, drückt auf die Hupe, und mir wird bewusst, dass mein Auto mitten auf der gestrichelten Linie zwischen zwei Spuren fährt.

„Himmel noch mal, Jo, pass auf!“, sage ich zu mir selber, und formuliere dann ein stilles „Sorry“ in Richtung des Jugendlichen, der als Antwort seinen Mittelfinger hochstreckt. Ich überlege für einen Bruchteil einer Sekunde, ob ich die Geste erwidern soll, aber mein Herz steht nicht dahinter. Ich bin

dankbar, dass der junge Mann meine Aufmerksamkeit wieder in Richtung Straße gelenkt hat.

Inzwischen fühle ich warme Luftströme aus den Ventilatoren kommen, aber ich fröstele noch immer.

Was würde aus den Kindern werden, wenn mir etwas passiert?

In den letzten Wochen habe ich angefangen, mich gleich bei jedem Schmerz und jedem Wehwehchen zu sorgen. Manchmal werde ich schon nervös, wenn ich nur mit dem Hund rausgehe.

„Du bist schon paranoid“, sage ich laut und merke auf einmal, dass ich immer noch mit mir selbst rede. Ich glaube, der Fahrer in dem Geländewagen links neben mir hat es auch bemerkt.

„Ich bin nicht verrückt“, rufe ich. Der Fahrer legt zu.

Hinter dem geschlossenen Autofenster fühle ich den Hauch von Draufgängertum, bis mir klar wird, dass ich wieder mit mir selbst rede.

Musik. *Mach das Radio an.*

Ich stelle 99,9 FM ein und hoffe auf ein fröhliches Lied. „*Chestnuts roasting on an open fire ...*“ Anne Murrays Stimme erfüllt das Auto.

„Das hilft jetzt auch nicht“, sage ich zum Radio.

Ich stelle einen anderen Sender ein, nach wenigen Sekunden noch einmal und dann noch einmal. Nach drei Kilometern mache ich das Radio aus. Alle Songs, sogar die, die ich noch nie gehört habe, erinnern mich an Rick.

Es ist eine Erleichterung, dass der Parkplatz vor dem Redaktionsgebäude der Dayton Daily News, wo ich arbeite, leer ist. Ich fingere ein Taschentuch aus dem Handschuhfach und versuche,

mein verschmiertes Augen-Make-up wegzuwischen. Ich habe noch einen Moment Zeit, die Augen zu schließen und mich von der Fahrt zu erholen, Zeit genug, um die Röte aus meinen Augen weichen zu lassen und neue Schminke aufzutragen.

Trotz des turbulenten Morgens gehöre ich zu den Ersten, die im Büro auftauchen. Einer nach dem anderen trudeln meine Kollegen ein. Wir sind alle sehr beschäftigt, besonders jetzt, so kurz vor den Feiertagen, wo jeder schnell mit der Arbeit fertig werden will, um noch die Weihnachtseinkäufe für seine Lieben erledigen zu können. Ich frage mich, ob jemand aus dem Büro hinter dem Weihnachtsstern steckt. Ich erwähne das geheimnisvolle morgendliche Geschenk, aber niemand scheint interessiert zu sein. Das finde ich verdächtig. In der Redaktion gibt es das nicht, dass es keine Antwort auf eine Frage gibt. Mein Reporterhirn vermutet sofort, dass es einen Grund dafür geben muss, dass niemand sonst Interesse an der mysteriösen Pflanze zeigt. Liegt es daran, dass sie schon wissen, von wem sie ist?

Joann Rouse, eine meiner Kolleginnen, kommt als Letzte. Sie war immer um mich herum gewesen bei Ricks Beerdigung, hatte neben mir gestanden und mir Papiertaschentücher angeboten. Danach hatte sie mich mehrere Male zum Mittagsimbiss aus dem Büro genötigt, unter dem Vorwand, dass wir nach neuen Themen für Artikel suchen müssten. Sie lenkte die Unterhaltung immer wieder auf meine Familie. Ich wusste nie, wie ich ihre Nachfragen nach den Kindern, dem Haus und danach, wie es mir geht, beantworten sollte. Das Mittagessen endete gewöhnlich mit Tränen, ihrer- und meinerseits.

Zumindest ist es ihr wichtig nachzufragen.

Ein anonymes Geschenk vor der Tür abzustellen, könnte zu ihr passen. Ich erzähle ihr von dem Weihnachtsstern und beobachte genau ihre Reaktion.

„Vielleicht wird der Überbringer sich Weihnachten zu erkennen geben“, sagt sie, während sie auf ihrem Telefon einen Code eintippt, um ihre Nachrichten abzuhören.

Nicht die Reaktion, die ich von einer Kollegin erwarte, der ich von einem Weihnachtsgeheimnis erzähle.

Sie ist Reporterin. Reporter sind neugierig.

Sie muss hinter dieser Pflanze stecken, denke ich.

Meine Kollegin dazu zu bringen, zuzugeben, dass sie es war, bedarf Finesse. Ich beginne sie beiläufig zu befragen, nachdem sie den Hörer wieder aufgelegt hat.

„Schon mit Weihnachtseinkäufen begonnen?“, frage ich.

Joann zuckt zusammen und rollt mit den Augen. „Noch nicht. Vielleicht dieses Wochenende“, sagt sie lässig, während sie beobachtet, wie ihr Computer langsam hochfährt.

Meine Kollegin ist verdächtig darum bemüht, sich ihrem Tagesgeschäft zuzuwenden. Sie blättert durch einen Notizblock, der meines Erachtens leer ist. Ich dränge mit einer weiteren Frage.

„Hast du dir schon die Weihnachtsbaum-Verkaufsstände in der Stadt angesehen? Megan drängt mich, einen zu kaufen.“

Joann schaut mich an. „Der Stand am Ende der Straße hat wunderschöne Bäume. Ich hab dort gestern Abend angehalten, um einen Kranz zu kaufen. Sie haben die größten Weihnachtssterne, die ich je gesehen habe.“

„Weihnachtssterne, wirklich?“, frage ich. „Und hast du zufällig einen für eine Kollegin gekauft?“

Statt es zuzugeben, lacht Joann. „Hey, Jo, freu dich an der Pflanze, es ist doch egal, wer sie dagelassen hat.“

Nein, das ist es nicht, ich hab es rausgefunden.

Zuversichtlich, dass ich die Identität unserer „wahren Freunde“ rausgefunden habe, lasse ich alle Sorgen um die Kinder und die Gedanken um Weihnachten hinter mir, um mich einem Artikel zum Thema Schulfinanzierung zu widmen. Für einige Stunden bin ich weder Witwe noch Mutter. Ich trete diese Rolle dankbar ab, wenn auch nur für eine kleine Weile.

Kurz nach halb drei beginnen die Kinder anzurufen. Megan ist die Erste. Sie ist zu Hause und hat die rote Folie, die den Weihnachtsstern umhüllt, mit einem alten Wischlappen und Spüli abgewaschen.

„Sieht aus wie gefärbt“, verkündet sie. „Ich mag ihn.“

„Was sieht wie gefärbt aus, die Verpackung oder der Wischlappen?“, frage ich.

„Beides“, kichert sie. „Ich hab heute Pfadfindertreffen. Kannst du mich um halb sieben abholen?“

Zehn Minuten später ist Nick am Telefon. „Ringkampf-Training geht bis halb acht. Vergiss es nicht. Es ist in der Schulturnhalle.“

„Ich werde da sein, ganz bestimmt.“

Fünfundvierzig Minuten vergehen, bevor ich etwas von Ben höre. „Megan sagt, wir werden dieses Wochenende einen Weihnachtsbaum kaufen. Aber ich bin leider schon ausgebucht.“

„Ich weiß noch nicht genau, wann wir es machen“, gebe ich zur Antwort.

„Das ist egal“, sagt Ben. „Ich hab das *komplette* Wochenende was vor.“

Ich beginne mich zu sorgen, dass ich meine Geschichte nicht mehr redigiert bekomme und nicht pünktlich aus dem Büro komme, um alle Kinder abzuholen und das Abendessen zuzubereiten. Um zwanzig nach sechs verlasse ich schließlich die Redaktion. Es bleiben ganze zehn Minuten, um die halbe Stunde nach Bellbrook zu schaffen. Ich fahre noch viel schneller als heute Morgen auf dem Weg ins Büro, aber in mir steigt Panik auf, als die Zeit überschritten ist. Ich hab noch nie eins meiner Kinder in der Kälte warten lassen.

Megan steht mit mehreren Freundinnen draußen vor der Schule, als ich ankomme. Sie lächelt. Ich bin nicht die letzte Mutter.

„Schau mal, was wir bei den Pfadfindern heute gemacht haben.“

Von einem Stück roten Garn baumelt ein Weihnachtsbaumanhänger, der aus Bastelpapier und Holzstöckchen besteht: ein Weihnachtsstern.

„Das ist für unseren Weihnachtsbaum“, sagt sie, als ob sie mich nochmals daran erinnern will.